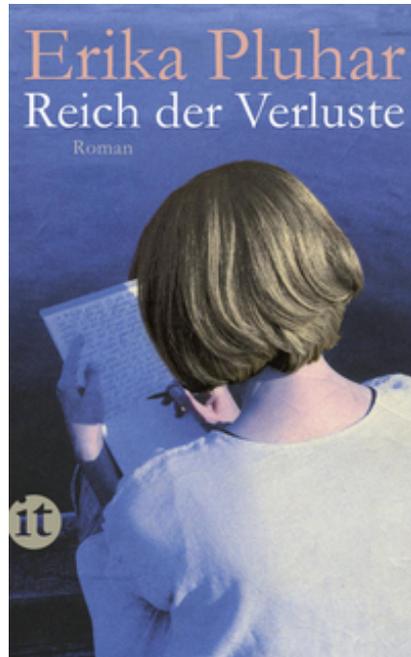


Insel Verlag

Leseprobe



Pluhar, Erika
Reich der Verluste

Roman

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4282
978-3-458-35982-1

Es beginnt mit einer Postkarte: Sie habe in ihrer Wohnung versehentlich ein Fenster offen gelassen, schreibt Magda an ihre Hausmeistersfrau Maria in der Stadt. Magda schreibt es von einer Mittelmeerinsel, auf die sie sich nach diversen Schicksalsschlägen zurückgezogen hat. Das Fenster wird geschlossen – ein Briefwechsel beginnt, in dem sich die beiden so unterschiedlichen Frauen einander immer mehr annähern und schließlich Freundinnen werden. Sie erzählen ihre Lebensgeschichten. Kränkungen, Lebensleiden oder Liebesverluste werden noch einmal durchlebt, lang unterdrückte Tränen endlich geweint. Die schlichte, warmherzige Maria entdeckt die Macht der Wörter und das Vergnügen, sich schreibend mitzuteilen. Mit neuem Selbstbewusstsein nimmt sie ihr Schicksal in die Hand, während Magda neuen Mut schöpft und zurück ins Leben kehrt.

Ein gefühlsvolles, lebendiges, mitreißendes Buch voller Hoffnung und Sehnsucht.

Erika Pluhar, 1939 in Wien geboren, war nach ihrer Ausbildung am Max-Reinhardt-Seminar lange Jahre Schauspielerin am Burgtheater Wien. Sie hat Filme gedreht und ist auch als Sängerin erfolgreich, textet und interpretiert Lieder. Bislang veröffentlichte sie mehrere Romane, Gedicht-, Lieder und Erzählungsbände. 2009 erhielt sie den Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln.

Im in sel taschenbuch liegen außerdem vor: *Spätes Tagebuch*. Roman (it 4091), *PaarWeise. Geschichten und Betrachtungen zur Zweisamkeit* (it 4183); *Im Schatten der Zeit*. Roman (it 4247).

insel taschenbuch 4282
Erika Pluhar
Reich der Verluste



Erika Pluhar
Reich der Verluste

Roman
Insel Verlag

Umschlagabbildung: Evelin Frerk

Erste Auflage 2014

insel taschenbuch 4282

Copyright © 2005 by Erika Pluhar

Copyright Deutsche Erstausgabe © 2005 DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln

Copyright dieser Ausgabe © Insel Verlag Berlin 2014

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35982-1

Reich der Verluste

Sie lag auf dem Rücken, die Beine und Hände ausgestreckt. Es war ihr, als läge sie in einem ausgesparten Raum, den die Welt unberührt ließ. Nichts mehr drang zu ihr her, kein Hauch, nicht einmal ein so ferner, wie er von der Schwinge eines Vogels hoch im Raum ausgeht. Todesstille umschloß sie. Der Verlust von Leben.

Verlust, dachte sie. Seltsam, daß darin das Wort Lust steckt. Kommt doch von verlieren, und verlieren ist keineswegs lustig. Oder hat Lust etwas mit verlieren zu tun? Bereitet uns nur Lust, was dazu da ist, wieder verloren zu werden? Ist das Verlieren die Grundlage jeder Lust? Auch der Lebenslust? Weiß der Teufel.

11. Mai

Liebe Frau Schübler,

auf dieser Postkarte sehen Sie die Insel. Ich hab mit der Füllfeder einen Punkt gemacht, wo der kleine Hafen liegt und das Dorf. – Eine Bitte! Mir ist eingefallen, daß ich in der Abstellkammer das Klappfenster offengelassen habe. Da ich ja noch Monate wegbleibe, wäre sicher von Vorteil, man würde es schließen. Könnten Sie das tun, wenn Sie bei mir oben das nächste Mal gießen? Dank im voraus!

Ich hoffe, es geht Ihnen gut, und niemand im Haus macht Scherereien. Herzlich grüßt Sie

Ihre Magda Bernsteiner

17. Mai

Liebe Frau Bernsteiner!

Eigentlich wollte ich Sie anrufen, aber ich weiß keine Nummer. Um zu sagen, daß Sie eine gute Idee gehabt haben. Es war nämlich eine Taube in der Abstellkammer, die hat sich verirrt, und ein großer Wirbel mit ihr. Lukas hat mir geholfen, sie wieder hinauszukriegen, und ich habe alles geputzt.

Jetzt ist das Fenster zu.

Die Insel sieht schön aus. Ich habe leider im Moment nur diese Karte mit den Margeriten, wollte Ihnen aber rasch schreiben, Adresse weiß ich ja. Erholen Sie sich gut!

Das wünscht Ihnen mit den besten Grüßen Ihre
Maria Schübler

25. Mai

Meine liebe Maria Schübler,

da bin ich Ihnen aber von Herzen dankbar, und dem Lukas auch. Und natürlich auch mir selbst, weil ich gottlob diesen Einfall hatte! Stellen Sie sich vor, die Taube wäre unentdeckt geblieben, hätte nicht mehr hinausgefunden und in meiner Kammer ihren Tod gefunden ... Nein, stellen Sie sich das lieber nicht vor. Vor allem nicht, wie meine Wohnung schließlich gerochen hätte ...

Es sind herrliche Tage hier, das Meer ist manchmal wirklich so blau wie auf dieser Karte. Wie ist denn das Wetter daheim? Hoffentlich schlecht! Das erhöht nämlich immer den Genuß, wenn man weit weg ist und sich an einem Ort befindet, wo unermüdlich die Sonne scheint!

Grüße von Magda B.

31. Mai

Liebe Frau Bernsteiner!

Ich wünsche Ihnen viel Genuß, Sie können ihn brauchen, aber es tut mir leid, wir haben auch einen sehr schönen Mai. Die Kastanien hinter dem Haus blühen wie verrückt. Wenn ich Zeit habe, setze ich mich unter den Bäumen auf eine Parkbank. So, wie Sie das oft tun.

Die Sonne soll sehr unermüdlich auf Sie scheinen!

Ihre Maria Schübler

5. Juni

Liebe Maria,

dieser Brief erreicht Sie über mein Büro, eines der Mädchen kommt bei Ihnen vorbei, wundern Sie sich bitte nicht. Ich habe ihn gefaxt, die Post geht ja so schwerfällig hin und her. Wenn Sie mir antworten wollen, bringen Sie doch einfach Ihren Brief in die Humboldtgassee 8 (gleich bei uns, rechts um die Ecke, Firma Ölig-Versand) zu Herrn Peter Kreuz, der faxt ihn mir dann hierher ans Postamt der Insel. Da haben sie ein Faxgerät, ich habe es durch Zufall entdeckt, als ich was aufgegeben habe.

Heute regnet es. Ich sitze im Zimmer, vor der geöffneten Balkontüre. Das Meer ist grau, die Schaumkronen jedoch blendend weiß, als würden sie von irgendwoher beleuchtet. Und das, obwohl die Wolken tief hängen und der Tag sehr düster ist.

Vielleicht wundern Sie sich, liebe Maria Schübler, daß ich Sie Maria nenne und Ihnen jetzt einen Brief schreibe. Es geschieht, weil ich Vertrauen zu Ihnen habe und mich an einen vertrauenswürdigen Menschen wenden muß. Sonst sterbe ich hier. Ich sage Ihnen das in aller Offenheit und hoffe, daß Sie sich davon nicht belästigt fühlen. Sollte mein Schreiben Sie irritieren, dann antworten Sie mir einfach nicht, ja?

Tatsache ist, daß mir alle Menschen abhanden gekommen sind, denen ich sonst schreiben könnte. Sie wissen, glaube ich, daß es mir sehr schlecht gegangen ist, eine Zeitlang. Ich wollte mich hier erholen. Jetzt weiß ich, daß ich hier mein Ende finden werde. Nicht unbedingt den Tod, aber das Ende aller Hoffnung. Ich habe die Zukunft hinter mir gelassen, verstehen Sie?

Ob ich diesen Brief wirklich faxen lasse? Herr Kreuz ist sehr diskret, er würde ihn ungelesen in ein Kuvert stecken und Ihnen bringen lassen. Aber ich habe Sorge, Sie zu verwirren.

Außer, daß Sie wöchentlich bei mir saubermachen und meine Pflanzen gießen, wenn ich weg bin, hat uns bisher nur verbunden, daß wir freundlich zueinander waren. Obwohl das, an der Unfreundlichkeit der Welt gemessen, sehr viel ist. Sie kennen mich nicht, und ich kenne Sie nicht. Aber daß Ihnen aufgefallen ist, wie oft ich unter den Kastanienbäumen gesessen bin, in letzter Zeit, läßt mich irgendwie annehmen, daß Ihnen auch mein Zustand aufgefallen ist. Und daß Sie eine Taube davor bewahrt haben, in meiner Abstellkammer zu verrecken –

Und daß Sie ein Gesicht haben, an das ich mich gerade jetzt sehr genau erinnere – energisch und sanftmütig zugleich – Sie haben meist leicht gerötete Wangen, vielleicht, weil Sie viel körperlich arbeiten –

Liebe Frau Schübler, sollte Ihnen lästig sein, das zu lesen, dann werfen Sie den Brief weg. Daß ich jetzt durch den Regen zum Postamt wandern werde, eine gute Stunde lang, tue ich nur, um Zeit zu vernichten. Die Zeit liegt so unbeweglich um mich, daß ich fast an ihr ersticke. Verzeihen Sie mir.

Magda

6. Juni

Liebe Frau Magda Bernsteiner.

Sie machen einem aber Sorgen. Gestern gegen Abend hat mir ein Fräulein den Brief gebracht, ich wollte gleich antworten, aber der Lukas wollte nach dem Abendessen unbedingt ins Kino. Heute bringe ich den Brief gleich zum Fax in Ihre Firma. Was ist denn los mit Ihnen? Bevor Sie dort sterben, kommen Sie

lieber rasch wieder zurück. Und es waren doch immer wieder viele Freunde bei Ihnen zu Besuch, ich weiß es vom Wegräumen, wo sind denn die auf einmal alle? Daß Sie so gar niemand haben? Aber wenn es Ihnen einfällt, schreiben Sie immer mir. Ich bin nicht geschickt im Antworten, aber lesen kann ich gut. Auch unter den Zeilen, wie man so sagt. Ihnen geht es nicht gut, und dazu der Regen, glaub ich. Das ist nicht gut an einem Meer, wenn man allein ist. Ich hoffe, Sie schreiben mir bald wieder. Herzliche Grüße

Ihre Maria

(bitte sagen Sie unbedingt Maria zu mir!)

8. Juni

Liebe Maria,

ich habe fest angenommen, daß Sie mir nicht antworten werden. Ehrlich gesagt habe ich mich geschämt, nachdem mein Brief gesendet wurde und ich danach das Original nochmals gelesen habe. Gestern haben die vom Postamt bei meinem Zimmerwirt angerufen, daß für mich ein Fax bei ihnen läge, und heute habe ich es mir geholt. Es regnet nicht mehr, mir war sogar sehr heiß beim Wandern. Ich habe hier kein Auto und mache alle Wege zu Fuß.

Ich bin sehr dankbar, daß ich Ihnen schreiben darf.

Ja, es gab reichlich Menschen in meinem Leben, aber da ist etwas bei mir ausgebrochen, das sie alle vertrieben hat. Ich glaube, es lag daran, daß ich begonnen habe, Menschen zu suchen. Man darf Menschen nicht suchen. Nur finden. Und dann kam da noch meine Krankheit, vor der jeder – oder fast

jeder – zurückschreckt. Keine Sorge, Maria, ich habe nicht Krebs. Nichts, das für meinen Körper lebensbedrohend wäre. Aber ich wurde gemütskrank. Ihnen gegenüber verwende ich lieber diesen einfachen Ausdruck, denn ich möchte Ihnen nicht erzählen, was Depressionen sind, es deprimiert mich zu sehr.

Während ich den letzten Satz geschrieben habe, mußte ich lachen. Ich sitze unter einem Olivenbaum, neben mir eine Steinbrüstung, dahinter das Meer, und lache laut vor mich hin. Sie sehen also – es ist nicht so, daß ich das Lachen verlernt hätte. Oder das Schöne um mich herum nicht wahrnehmen könnte. Oder auf Menschen, denen ich flüchtig begegne, einen düsteren oder kranken Eindruck mache. Aber ich kann nicht leben.

Wieder habe ich das Gefühl, daß ich Ihnen nicht schreiben soll, daß ich Sie mit solchen Mitteilungen überfordere. Deshalb werde ich jetzt, ehe ich weiter an Sie schreibe, diesen Brief los-schicken und Sie nochmals fragen, ob es Ihnen nicht zu blöd ist. Und was sagt sich denn Lukas, wenn er das mitbekommt? Ich möchte vor allem keinen Menschen belästigen. Wie kommen Sie dazu, daß ich Sie mir quasi zur Briefpartnerin erwählt habe.

Bitte antworten Sie mir ehrlich, ich brauche das. Meine Unsicherheit ist so groß geworden. Nie bin ich mir sicher, ob Menschen nicht annehmen, ich würde mich auf sie stürzen, wenn ich nichts anderes zu tun glaube, als menschliche Nähe zu beanspruchen.

»Beanspruchen« ist auch so ein Wort, und es ist mir jetzt ent-wischt. Auf etwas Anspruch haben. Das bezweifle ich eben. Daß ich auf etwas Anspruch haben dürfte. Auch nicht auf Ihre Nettigkeit. Ich glaube, das war jetzt mein letzter Brief an Sie.

Trotzdem schicke ich den noch ab. Sie sehen, in allem bin ich inkonsequent und ungenau.

Vergessen Sie mich lieber.

Magda

9. Juni

Liebe Frau Magda.

Daß eine so gescheite Frau wie Sie sich so viele dumme Gedanken macht, hätte ich nie geglaubt. Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, weil ich das so hingeschrieben habe. Aber es ist meine Meinung, tut mir leid. Ich bin geehrt von Ihren Briefen, verstehen Sie? Mein Mann Lukas ist ja einigermaßen in Ordnung, bis auf ein paar Sachen, aber er ist dumm. Sie wissen, was ich meine, weil Sie ihn kennen. Ich habe auch nur die Hauptschule besucht und bin ungebildet. Aber ich wollte schon immer was lernen, was nicht Putzen und Waschen und Bügeln ist. Wenn Sie sich mit mir unterhalten haben, habe ich mich deshalb gefreut. Weil ich mich so gefühlt habe, als würde ich etwas lernen können dabei. Verstehen Sie mich? Jetzt habe ich gut das Wort »beanspruchen« gelernt. Tun Sie das bitte. Mich beanspruchen. Was der Lukas dazu sagt, ist unwichtig, weil er eh nie was sagt. Was Gescheites, meine ich.

Es ist so traurig, daß Ihr Gemüt krank ist. Man muß es doch wieder reparieren können, oder? Vielleicht, wenn Sie mir erzählen, warum? Denn ich bin kein Doktor, nur eine menschliche Nähe, wie Sie geschrieben haben. Ihre Briefe stürzen sich nicht auf mich, ich geh immer zum Herrn Kreuz fragen, ob einer gekommen ist. Am Wochenende legt er mir die Kuverts

zum Portier, hat er gesagt, und ich kann immer kommen zum Faxen. Wenn Sie glauben, daß ich eine Briefpartnerin bin, bin ich stolz. Ich war in meinem Leben noch nie eine Briefpartnerin, von niemandem. Und jetzt von jemand so Gescheitem, wo ich doch so schlecht schreibe! Aber ich schreibe Ihnen gerne. Ich habe mir einen Schreibblock gekauft dafür.

Ich hoffe, Sie wandern bald zu dem Postamt, damit Sie das lesen. Auf Ihre Antwort freut sich Ihre

Maria

11. Juni

Liebe Maria,

der Postbote bringt mir jetzt schon Ihre Briefblätter! Ich bin vor dem Haus gesessen und er hat damit aus dem Autofenster gewunken, als er gefahren gekommen ist. Ich danke Ihnen sehr. Und da Sie mich so reizend dazu ermutigt haben, bin ich also so frei, in Ihnen für eine Weile meine Briefpartnerin zu sehen. Ich betone nochmals, daß das aber ja nicht zu einer Belästigung werden darf! Käme es soweit, müßten Sie es mir sofort mitteilen, darum bitte ich Sie von Herzen.

Heute hängen die Wolken wie große weiße Blumen im blauen Himmel und rühren sich kaum von der Stelle. Da es so windstill ist, wirft das Meer keine Wellen auf, sondern wiegt sich nur leise dem Ufer zu. Es ist sehr heiß heute, für einen Juni-tag. Ich sitze im Schatten und habe eine Sonnenbrille auf, weil das Licht so blendet. Auch ich, liebe Maria, habe mir einen Briefblock gekauft, und ganz viele dünne Filzstifte, damit sie mir ja nicht plötzlich ausgehen. Sie sehen, ich habe viel vor.

Ich möchte Ihnen sehr viel erzählen von mir. Da ich mein Leben lang geschwiegen habe, wenn es um mich ging, ist das für mich ein ziemlich schwieriges Vorhaben. Aber ich kann mir ja Zeit lassen, da wir beide nichts beschlossen haben, außer Briefe zu beantworten. Wie ich Ihnen schon sagte, ich habe zuviel Zeit. Wenn man auf nichts mehr zugeht, scheint auch die Zeit nicht mehr zu vergehen. Ich fühle mich wie eine dieser Wolken, die vor mir so unendlich langsam über das Meer geweht werden, daß man meinen könnte, sie wären am Himmel festgebunden.

Der Unterschied ist, daß ich eher in einer Hölle festgebunden bin. Diese Hölle ist mein Ich, dem ich nicht enttrinnen kann, das mich so qualvoll schwer ausfüllt, daß es mich wie ein Sack Steine immer wieder ins Dunkle hinunterzieht, sobald ich ein klein wenig Anhöhe und Licht erklommen zu haben meinte.

Ich glaube, daß ich schon unglücklich zur Welt kam.

Jedenfalls umschloß mich das Leid meiner Mutter bereits als Fötus, das Fruchtwasser, in dem ich schwamm, schmeckte nach ihren ungeweinten Tränen. Ich weiß das, ohne je mit ihr darüber gesprochen zu haben, ich weiß es einfach, so, als könnte ich mich genau daran erinnern. Und dieses Wissen, diese Erinnerung reicht noch weiter zurück. Gegen ihren Widerstand, gegen ihren Aufschrei wurde ich im Leib meiner Mutter gezeugt, das Glied meines Vaters drang in sie ein wie ein Schwert, sein Samen nistete sich ein als Krankheit. Sie fühlte mich in sich wachsen wie ein Geschwür. Daß sie dann doch ein Kind gebar und Mütterlichkeit entwickelte, geschah unter Zwang. Man hatte sie gegen ihren Willen mit dem Bürgermeister des kleinen Dorfes verheiratet, sie war eines von vielen Kindern einer Kleinhäuslerfamilie, und diese gute Partie durfte

nicht ausgeschlagen werden. Mein Vater war ein roher Mensch. Er schlug meine Mutter. Er schlug sehr bald auch mich. Es ist so, Maria, daß ich mich auch heute noch nicht an sein Gesicht erinnern kann, ohne es zu hassen. Und wenn ich meine eigenen Augen im Spiegel sehe, haben sie Form und Farbe der seinen, diese großen Augäpfel und das helle Graugrün, kalt wie Gletschereis. Ich hasse meine Augen, wenn ich mich selbst ansehe. Und erst wenn sie sich mit Tränen füllen, kann ich ihnen verzeihen, denen meines Vaters so ähnlich zu sein. Zu oft hat er meine Mutter und mich mit Eiseskälte in den Augen gemustert, mit derselben Verachtung von Leben, wie wohl ein Schlächter das Vieh betrachtet. Ich weiß nicht, warum er meine Mutter zur Frau wollte. Vielleicht, weil er irgendeine wollte, und möglichst eine aus armen Verhältnissen, die keine Ansprüche stellt. Außerdem war meine Mutter sehr schön. Ja, sie war ein ungewöhnlich schönes Mädchen, gemessen an den dörflichen Maßstäben. Damals gab es noch diese Dörfer, die, von der Zivilisation nur schwach beatmet, in nahezu archaischer Weise sich selbst überlassen blieben. Später hat sich das rasch verändert, Zeit und Welt haben auch die entlegensten Winkel unseres Landes erobert, aber meine Mutter mußte noch eine Kindheit und Jugend durchleben, die von Gesetzen bestimmt war, die in ihrer Allmacht und Tyrannei denen eines abgesonderten Wüstenstammes nicht unähnlich waren. Oder vielleicht noch um vieles einengender waren, weil die Enge der Bergtäler sie bestimmte, wo der Blick des Menschen gegen Hänge prallt und nicht frei bis zu den Horizonten ausschweifen kann. Frauen galten im Dorf einzig als Arbeitskräfte, wenn sie nicht gerade Kinder gebaren. Als Kind schon rackerte meine Mutter auf den Feldern, man ließ sie zur Erntezeit nicht zur Schule gehen. Daß sie dennoch

lesen und schreiben lernte und nach Büchern Ausschau hielt, galt als zum Himmel schreiende Untugend, die ihr schnell ausgetrieben werden sollte. Gottlob warf der unverheiratete und wohlhabende Bürgermeister sehr bald sein Auge auf sie, die Hochzeit wurde bestellt, als sie noch keine achtzehn war, und somit schien für die Eltern die Zeit der Flausen beendet. Man schickte ein schönes, noch unverletztes, lernbegieriges Mädchen davon, ohne ihm irgend etwas erklärt, es auf irgend etwas vorbereitet zu haben. Meine Mutter gehorchte, weil sie nichts anderes kannte, als zu gehorchen. Sie zog das Hochzeitskleid an und staunte in das Fressen und Grölen und Stampfen eines Festes hinaus, das ihr zu gelten und sie dennoch nicht zu meinen schien. Später legte sie sich in der Stube auf ein Bett, weil das so sein mußte. Der Ehemann brach in sie ein, nach neun Monaten brach ich aus ihr heraus, und eine zerbrochene Frau zog mich groß.

Ach du meine Güte. Ich habe so lange geschrieben, daß mittlerweile die Sonne sinkt. Der Horizont ist feuerrot, und dieses glühende Licht hat mich darauf aufmerksam gemacht, endlich mit dem Schreiben aufzuhören. Auch möchte ich Ihnen den Brief heute noch zusenden. Als würde ich gern alles rasch loswerden, was ich Ihnen berichte. Mein Bericht ist nicht sehr erheiternd, ich weiß. Mir ist, als würfe ich Ihnen eine Last zu, die ich nicht mehr tragen kann. Können Sie es, Maria? Ertragen, was und wie ich Ihnen schreibe? Bitte ehrlich sein!

Ein eiliger Gruß.

Magda